

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Jugenderinnerungen

Devrient, Therese

Stuttgart, [1908]

Plön (1813)

[urn:nbn:de:bsz:31-37763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37763)

Plön

(1813)

An einem angenehmen, warmen Maitage erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, das kleine Städtchen Plön in Holstein, das sehr romantisch zwischen den großen und kleinen Plönerseen liegt. Früher soll es eine Festung gewesen sein; wir merkten davon nichts mehr, denn wir fuhren ungehindert von Schanzen und Wällen durch wohlbebaute, fruchtbare Felder bis dicht ans Thor. Hier hielten wir, und gleich schon an dem Thorschreiber fiel uns das gutmüthige, offene Wesen der Holsteiner auf. Vater hatte kaum gesagt, daß wir Flüchtlinge aus Hamburg seien und hier ein Unterkommen suchten, als der Mann sich auch schon voll freundlicher Theilnahme für uns bemühte. Er rief einen vorübergehenden Herrn an, besprach sich mit ihm, überlegte, holte dann Papier und Bleistift, schrieb Namen und Hausnummern auf, und das alles bereitwillig und dienstfertig, doch ohne im geringsten aufdringlich oder lästig zu sein. Nach wenigen Minuten fuhren wir durch die sauberen Straßen, sahen unsern Bettel, dann die Häuser an und hielten bald vor demjenigen still, das uns zum meist empfohlen war.

Ein kleiner corpulenter Mann kam heraus. Die Wohnung zu ebener Erde stand leer; er führte uns hinein, sie anzusehen. Ein helles, hübsches Zimmer mit zwei Fenstern nach der Straße hinaus, ein anderes nach dem Hofe, und eine kleine Küche machten die ganze Herrlichkeit aus. Für uns war die Wohnung ausreichend, der Mietzins auffallend gering, der Wirt schien gutmütig und gefällig, und somit war nichts weiter zu bedenken, und wir blieben gleich da. Nach wenig Stunden war ausgepackt, eingeräumt, Stroh und Packpapier fortgeschafft, und als der Abend kam, saßen wir schon ganz gemüthlich um unsern runden Tisch beisammen.

Am nächsten Morgen gingen wir aus, einige notwendige Besorgungen zu machen und ein Klavier zu mieten, da meine Eltern nicht wollten, daß ich das Spielen, das ich seit zwei Jahren geübt, auf einmal lassen sollte. Das Städtchen bot nichts besonders Interessantes, nur die vielen buntbemühten Schüler, die uns auf der Straße begegneten, gaben dem einförmigen Treiben etwas Leben und Frische. Es waren einige sehr gute Schulen in Plön, die von den reichsten und vornehmsten Söhnen des Landes besucht wurden.

Vater suchte bald seinen Geschäftsfreund, einen Färber, auf und fand an ihm einen sehr wohlhabenden, tüchtigen Mann, der uns mit Rat und Tat an die Hand ging; im Augenblick selbst war an Geschäfte nicht zu denken, doch benutzte Vater die persönliche Bekanntschaft des Färbers, Pläne für die Zukunft zu bereden. Das stille, neue, ganz ungewohnte Leben in dem Städtchen tat allen wohl nach der Aufregung, Angst und Erbitter-

rung der letzten Jahre. Wir fühlten uns hier glücklich wie freie Menschen.

Das einfache blaue Stübchen, nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet, war uns ganz behaglich, und daß unsere Terrine voll Potpourri wieder unter dem kleinen Spiegel auf der Kommode stand, machte uns völlig heimisch. Wir durften nur den Deckel ein wenig lüften, so duftete das ganze Zimmer genau wie in Hamburg, und wie ich es seit meinen ersten Lebenstagen gewohnt war. Mutter verstand es, vortreffliches Potpourri aus Rosen, Lavendel und ich weiß nicht aus was noch, zu bereiten, das die gute Eigenschaft besaß, fast mit jedem Jahre kräftiger und würziger zu werden. Es gab wohl schwerlich ein anständiges Haus in Hamburg, dem solch ein Gefäß mit selbstbereitetem Parfüm fehlte.

Unsere Terrine hatte durch ihre Herkunft noch einen ganz besonderen Wert. Während der Gefangenschaft und nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. hatten sich viele Emigrantenfamilien nach Hamburg geflüchtet. Was für Gründe sie später dazu bewogen, die kostbaren Andenken ihres Königs fortzugeben, weiß ich nicht, aber es wurde eine Auktion ausgeschrieben, in welcher unter anderen wertvollen Dingen auch ein prachtvolles Tafelservice verkauft werden sollte. Die stolzen Patrizierfamilien Hamburgs fanden es wohl unter ihrer Würde, auf einer Auktion gekauftes Geschirr auf ihre Tafeln zu bringen, und wenn es gleich ein König gebraucht hätte. So mußte das Service stückweise hergegeben werden, und Vater kaufte um einen Spottpreis eine der vier ganz gleichen

Suppenterrinen. Er schenkte sie Mutter, die von jenem Tage an ihr Parfüm darin aufbewahrte. Ich erinnere mich sehr genau, mit welchem Entzücken wir damals das Kunstwerk betrachteten. Das feine Porzellan war mit reizenden Blumen bestreut, die beiden gewundenen Henkel, der Knopf auf dem Deckel, einem Lannenzapfen ähnlich, waren von reicher Vergoldung. Die Terrine hatte neben der Eleganz etwas so außerordentlich Appetitliches, die vier kleinen goldenen Füße guckten so niedlich unten hervor. Sie wurde umsomehr ein Lieblingsstück unserer ganzen Familie, als der Namenszug Ludwig XVI. mit der Krone darüber am Boden der Terrine stets unsere größte Teilnahme für den unglücklichen König erweckt hatte. Ob aber trotz alledem Grund genug vorhanden war, in solcher Zeit, auf einer solchen Flucht, bei welcher man das Notwendigste im Stiche lassen mußte, eine Porzellanterrine mit sich herumzuschleppen, möchte ich heute fast bezweifeln; damals aber wäre die Möglichkeit, sie zurückzulassen, keinem von uns eingefallen, ebensowenig als es uns denkbar gewesen wäre, uns von unserem Hunde zu trennen.

Wir waren bald in dem gastfreundlichen Plön eingelebt und hatten manchen angenehmen Umgang gefunden. Von den Personen, die uns zuweilen besuchten, war ein alter, blinder Herr, unser Nachbar, uns recht lieb geworden. Er galt im ganzen Städtchen für sehr gelehrt und war deshalb, sowie um seines sanften Wesens willen, allgemein geehrt und geachtet. Während die Eltern und Mine drinnen im Zimmer auf des lieben Blinden Worte mit Interesse lauschten, saßen wir

Kinder vor der Türe draußen mit Christian, des alten Herrn Führer, einem hellblonden 15jährigen Knaben. Er hatte wie sein Herr ein sanftes, stilles Wesen, wußte wie dieser viel zu erzählen, nur Dinge ganz anderer Art. Christian wußte alle Ritternamen auswendig und schilderte uns die tapferen Recken, die schönen Edelfrauen, besonders aber die Minnesänger mit so glänzenden Farben, daß wir bald wie er selbst für seine Helden schwärmten. Nach Herrn Minneholds (des Sängers in seinen Ritterromanen) Beispiel wollte er leben — natürlich ward Herr Minnehold auch unser Ideal.

Dieses Bestreben, seinem Vorbilde nachzuleben, beeinflusste die Handlungen des blonden Christian in einer Weise, die ich nur zu bald recht unangenehm empfinden sollte. Eines Tages wollte ich über den Hof in den Garten gehen, als mich Christian rief. Ich lief an das Gittertor, das seinen Hof von dem unsern trennte. Er steckte mir sehr verstohlen ein Billetchen in die Hand mit der Aufschrift: „An Mamsell Therese.“ Wie hübsch! ein Billet an mich. Ich fühlte, daß zehn und ein halbes Jahr schon ein respectables Alter sei. Ich verbarg meinen Schatz und setzte mich neben den Brunnen auf ein leeres Fäßchen, riß das Siegel auf — denn es war wirklich versiegelt — und las. Erst mußte ich lachen, dann erfaßte mich ein heftiger Zorn. Er schrieb: Er könne nicht länger schweigen, er müsse mir sagen, welch ein allerliebstes Mädchen ich sei und ich solle ihm doch einen Kuß geben. Ich war sehr empört! Da kam Lore aus dem Hause; ich winkte ihr, sie lief herzu, setzte sich neben mich nieder, und wir lasen noch einmal zusammen das Billet.

„Herr Minnehold,“ sagte sie halblaut. Wir lachten beide und wollten zurück ins Haus, als der ergrimmete Minnefänger, der noch an der Bittertür stand, mich so heftig mit einer Kastanie warf, daß es mir schrecklich wehe tat und ich gern geweint hätte, aber ich benahm mich wie ein Edelfräulein, verbiß meinen Schmerz, bückte mich, hob die Kastanie auf und warf damit nach ihm. Natürlich traf ich ihn nicht, nun lachte er und warf eine ganze Handvoll herüber. Er hatte gut werfen; auf seinem Hofe stand ein prachtvoller, alter Kastanienbaum, wir mußten die von ihm herübergeworfenen auflesen. Das war mühsam und dauerte zu lange. Darum holte Lore aus der Ecke eine Bohnenstange, wir faßten sie beide an und drangen nun durch das Gitter damit auf unsern Feind ein. Er wich einfach ein paar Schritte zurück und lachte uns wieder aus. Da erschien plötzlich Hilfe in dieser Not; einige junge Freundinnen kamen gerade aus der Schule bei uns vorüber. Als sie unsere Lage sahen, warfen sie Mappen und Bücher fort, rafften schnell alle Kastanien auf und stürzten mit Kampfbegier zu dem Gitter hin. Jetzt rief die sanfte Stimme des Blinden: „Christian, Christian!“ Er schleuderte noch seinen ganzen Vorrat auf uns und lief ins Haus.

Von der Zeit an gingen wir einander aus dem Wege, wir grüßten uns kaum mehr, und Christian blieb allein draußen, wenn er den Blinden zu uns geleitete. Als wir später doch einmal miteinander sprechen mußten, nannten wir uns Sie.

Der Sommer war vergangen und noch immer waren wir ohne Nachricht von Ludwig, da alle Straßen gesperrt, und der regelmäßige Lauf der Posten gänzlich gestört war. Die Eltern fingen an sehr besorgt zu werden. Dazu nahm unsere Barschaft bedenklich ab, und es war unmöglich, in dieser Zeit und an dem kleinen Orte etwas zu erwerben. Wir lebten auf das Allereinfachste. Mine stand am Waschtrog und plättete und buk selbst das Brot für uns. Ich kann es nicht erklären, warum wir Kinder mit einer Art frommer, feierlicher Stimmung dabeistanden, wenn sie mit ihren kleinen, weißen Händen den Teig in dem großen hölzernen Backtrog knetete, die Brote formte, mit einem Schlüssel das Zeichen daraufdrückte und das weiße, leinene Tuch darüberhing. In der Nähe des Ofens blieben die Brote über Nacht stehen, um gut aufzugehen. Mich überkam immer ein etwas schauerliches Gefühl vor dem heimlichen Leben und Treiben in dem stillen Backtrog, wenn wir am anderen Morgen das Tuch abnahmen, und die Brote so dick und groß geworden waren.

Der Winter des Jahres 1813 trat mit barbarischer Strenge auf. Das Städtchen war wie ausgestorben; die Wagen fuhren knirschend durch den tiefen, festen Schnee und von den vier Rädern drehte sich oft nur eins. Die Mähnen der Pferde, Haar und Bart des Kutschers waren weiß mit einer feinen Eistrinde überzogen. Für uns war es sonst immer eine angenehme Unterhaltung gewesen, wenn in der menschenleeren Straße mittags die munteren jungen Studenten vorüberkamen, um in die Zeichenstunde zum alten Herrn Ibsen zu gehen; jetzt hörten wir nur

die raschen Schritte auf dem hartgefrorenen Boden, denn die Scheiben waren dicht mit Eisblumen bedeckt und tauten den ganzen Tag nicht auf. So saßen wir immer in einer beständigen Dämmerung. In unserem Schlafzimmer glitzerten abends die Wände wie Diamanten, und wenn wir in unser Bett stiegen, war es nicht viel besser, als in den großen Plönersee zu springen. Sehr oft war das Zeug des Deckbetts in der Nacht vom Hauch des Athems gefroren und rißte das Gesicht. Der einzige Trost in dieser Not war unser Fudel. Wartend und wedelnd stand er vor unsern Betten und wer zuerst lag, war der Bevorzugte. Cäsar sprang hinauf und legte sich, zwar schwer wie ein Sack, aber doch als vortreffliches Wärmemittel auf dessen Füße.

Zu den täglich wachsenden Sorgen kam noch eine neue. Man sprach viel von starken Truppendurchzügen, die den allzu hart bedrängten Hamburgern zu Hilfe kommen sollten und Plön, das meistens wohlhabende Einwohner zählte, zu einer längeren Raft gewählt hätten. Das ganze Städtchen war durch diese Nachricht in freudiger Bewegung. Alles drängte sich dazu, die braven Soldaten aufzunehmen, nur wir — denen es am nächsten liegen mußte, denn unserer Vaterstadt, unsern Landsleuten wollten sie Hilfe und Beistand bringen —, wir wünschten, daß es nur Gerüchte sein möchten, so egoistisch machte uns die Not. Aber es waren keine Gerüchte. Die Quartiermacher kamen und sagten Haus für Haus Einquartierung an. Unser Wirt erbot sich, für die Nacht seiner und unserer Mannschaft zusammen in einer oberen Kammer Streu und Decken zu geben, den Tag aber sollten

wir sie bei uns aufnehmen und beköstigen. Das war eine schöne Aufgabe! Wir besaßen nur ein heißbares Zimmer, mußten dieses also mit ihnen teilen.

Die Soldaten kamen, es waren größtenteils Schweden, zehn Mann, große, kräftige Gestalten. Mutter seufzte; wie schwer die zu sättigen sein würden, konnte sie leicht berechnen. Sie empfing die armen, vom weiten Marsche ganz ermüdeten Soldaten recht unfreundlich, und das tat mir in der Seele weh. Aber ihre Mißstimmung dauerte nicht lange, denn die Leute benahmen sich so anspruchslos und freundlich, waren so behilflich im Hause und in der Küche, daß man ihnen gut sein mußte. Sie sprachen und verstanden alle deutsch, so daß wir uns miteinander verständigen konnten. Dazu waren sie große Musikfreunde, hörten mir gerne zu, wenn ich Klavier spielte, lobten mich und gewannen sich dadurch Mutter's Herz. Wenn die Mahlzeit ein wenig knapp oder gar zu einfach gewesen war, durfte ich mich nur ans Klavier setzen, ihnen Tänze oder gar „Die Schlacht von Jena“ vorspielen, so verschwand bald jede Spur von Unzufriedenheit aus ihren Mienen, denn geradezu einen Tadel auszusprechen wagten die armen Kerle niemals. Sie stellten sich mit ihren Pfeifen rings um mich her, denn jeder rauchte und auf eines jeden Pfeifenkopf prangte das Bild ihres vergötterten Kronprinzen. Sie bliesen entzückt den dicken Qualm auf mich hin und zeigten innige Teilnahme, wenn ich mit dem sanften Pedal langsam und klagend die Verwundeten sterben ließ, und jubelten laut mit in den Siegesmarsch der Franzosen nach der gewonnenen Schlacht, wenn ich den Pauken- und Janitscharenzug

des alten Flügels, so gewaltig anschlug, daß er fast zersprang, und die Fenster der kleinen Stube zitterten. Daß dieses warme Mitgefühl unsern und ihren Feinden galt, bedachten wir alle nicht. Wohlgefällig und stolz blickte Vater umher, während die Soldaten, mich bewundernd, ihm zunickten.

Die Kastenzeit war vorüber; sie nahmen Abschied und wir sahen mit wahrer Trauer die straffen, munteren Leute ihrem vielleicht nahen Tode entgegengehen.

Die Durchzüge der Truppen hatten bald ganz aufgehört, die strenge Kälte nachgelassen, nur in unserer traurigen Lage blieb alles unverändert. Wir warteten mit jedem Tage ungeduldiger auf Nachricht und Hilfe.

Eines Abends — wir hatten soeben die Läden geschlossen, Licht angezündet und uns um den Tisch gesetzt — kam der Blinde, von Christian geführt, eilig ins Zimmer. „Ich bringe gute Nachricht,“ rief er. „Wissen Sie noch nichts? Der Friede soll erklärt sein.“ „Das gebe Gott!“ sagte Vater und sprang auf. Wir waren alle wie betäubt von der freudigen Botschaft. Aber bald erinnerte Vater daran, wie schon oft ähnliche Nachrichten eingelaufen und immer grundlos gewesen waren. Da ward die Haustür rasch aufgemacht, und mit starken Schritten trat der große, muntere Färber Lohr herein. Er schwenkte seine riesige dunkelblaue Hand und rief: „Hurra, hurra, jetzt kommen bessere Zeiten, die Franzosen haben Hamburg verlassen, die Post ist heute angekommen, die Straßen sind wieder offen, mein Nachbar, der Bürgermeister Duwe und noch einige andere haben Briefe bekommen.“

Das alles schrie er mit heftigster Stimme, so daß die kleine Stube erdröhnte. „Jetzt, Kinder, wird es wieder lustig werden!“ rief er uns zu und steckte uns alle mit seiner frohen Lustigkeit und Zuversicht dermaßen an, daß wir mit ihm um die Wette schrien und jubelten. Mutter allein saß in sich versunken und still; sie dachte an Ludwig. Aber der Färber ließ keine traurigen Gedanken aufkommen; er bat Mine, ihre hübschen Verschen zu singen, was sie denn auch gern und ohne Zögern tat. Das Singen gehörte in meiner Jugend nun einmal unzertrennlich zur Fröhlichkeit; genügsam ergötzte man sich an den einfachen Liedern, die man hundertmal schon gehört hatte, und die doch nie ihren Eindruck verfehlten. Kam eine bekannte Lieblingsstelle, so sang ohne weitere Umstände die ganze Gesellschaft mit.

Mine hatte soeben „Schöne Minka, ich muß scheiden,“ beendet, als leise an dem Fensterladen gepocht wurde und eine Stimme: „Bravo, bravo!“ rief. Wir horchten erstaunt und schrien dann: „Das ist Ludwig, das muß Ludwig sein!“ Wir sprangen hinaus, ihm entgegen und zogen den lieben, langen Ludwig glücklich herein. Er umarmte uns zärtlich und konnte vor Freude und Rührung kaum Worte finden. Die Herren wollten sich entfernen, er duldete es aber nicht, da Vater ihm beim Vorstellen gesagt hatte, wie gütig und freundlich sie gegen uns gewesen waren. Er schüttelte ihnen die Hand und meinte, den schönen Abend müßten wir zusammen feiern. „Mine macht uns Punsch,“ rief er ihr lustig zu. Sie winkte mir; wir liefen hinaus, um alles zu besorgen.

Der freche Übermut der Franzosen hatte auch Ludwig bald nach unserer Abreise von Hamburg fortgetrieben. Er kam mit der ersten Post, die wieder Reisende befördern durfte, von Stralsund, wo er bei Geschäftsfreunden die freundlichste Aufnahme gefunden hatte und auf alle Weise in seinen Unternehmungen unterstützt worden war. Der Aufenthalt dort, sagte er, würde für ihn von dem allergrößten Nutzen auch für seine fernere Existenz bleiben. Jetzt wolle er wieder nach Hamburg zurückkehren; seine erste Pflicht sei natürlich gewesen, zu sehen, was aus uns geworden sei. Er forderte uns auf, ihm zu folgen, bei ihm zu bleiben, solange es notwendig sei, und es uns gefiele. Das alles sprach er so anspruchslos, so liebevoll und mit so zarter Schonung, daß der Blinde unserer Mutter beim Abschied die Hand reichte und sagte: „Madame, Ihr Haus macht alle Geschichten und Märchen von bösen Stiefmüttern und undankbaren Stiefkindern zu Schanden.“ Dabei klopfte er Mine freundlich auf die Schulter und schüttelte Ludwig noch einmal herzlich die Hand.

Ludwig war wieder abgereist. Er hatte das Versprechen mitgenommen, daß wir ihm nach Hamburg folgen würden, sobald die Witterung ein wenig besser sei; in dessen wollte er Anstalten treffen zu unserer Aufnahme in seinem Hause.

Da — wenige Tage später — erhielten wir einen Brief von Franz, der seit längerer Zeit in Berlin anständig war. Es war seit Jahren das erste Lebenszeichen.

Franz schrieb: Er habe endlich unsern Aufenthalt erfahren und beeile sich, ehe wir wieder eine Veränderung desselben vornähmen, uns aufzufordern, zu ihm zu kommen. Ein Teil seines sehr großen und komplizierten Geschäftes bestände in fremden Hölzern, also gerade in dem Artikel, bei welchem Vaters langjährige Erfahrung und Sachkenntnis ihm vom höchsten Nutzen sein könnten. Er bewohne ein großes Haus, das bequem für uns alle ausreiche. Da er unverheiratet sei, fühle er sich schmerzlich einsam und würde glücklich sein, in unserm Familienkreis leben und Mutter den ganzen Hausstand, als ob es ihr eigener wäre, übertragen zu können.

Das Anerbieten war sehr verlockend, Vater war besonders ganz davon eingenommen. Das müßige Leben der letzten Zeit war ihm so zur Pein geworden und die Aussicht, bald wieder eine Tätigkeit zu erlangen, die ihm zusagte, so erwünscht, daß er mit einer bei ihm seltenen Hast und Aufregung an Ludwig schrieb, ihm Franzens Brief beilegte und dringend um schnelle Antwort bat.

Aber es war noch ein anderer, viel tiefer gehender Grund, der ihn so gewaltig nach Berlin zog. Er hoffte seinen Bruder dort zu finden.

Der Vater meines Vaters, ein unbemittelter, fleißiger jüdischer Kaufmann in einem kleinen Städtchen Oberschlesiens, war nicht imstande gewesen, sich mit seinen sieben Kindern redlich durchzubringen. So hatte er die beiden ältesten Knaben hinaus in die weite Welt geschickt, sich selbst ihr Brot zu suchen. Simon, der älteste der Knaben, sollte nach Berlin gehen, mein Vater, [Simon Levin] das 14jährige, etwas blöde Kind, nach Hamburg.

Einen kleinen Kasten mit dem Allernotwendigsten auf dem Rücken, eine geringe Barschaft in der Tasche, waren sie ausgewandert. Eine Strecke gingen sie miteinander. Als ihre Wege sich trennten, hatten sie beschloffen, ihren Familiennamen aufzugeben und als Erinnerung an ihre geliebte Heimat Schlesiens sich Schlesinger zu nennen. Simon hatte bald bei einem reichen jüdischen Handelsmann eine Stelle als Lehrling gefunden und war von dem sehr strenggläubigen Manne auch streng zur Erfüllung des jüdischen Gesetzes angehalten worden. Mein Vater war durch einen glücklichen Zufall als Bursche in das Kontor eines reichen christlichen Kaufherrn gekommen. Der hübsche, bescheidene Junge hatte durch die Güte des Herrn, dem er wohlgefiel, Gelegenheit zum Lernen und zur weiteren Ausbildung gefunden. Das Einzige, was ihn bedrückt hatte, war, daß er sich scheute, in der ganz christlichen Umgebung nach den Regeln seines Glaubens zu leben, und die drohenden, zornigen Briefe Simons, der ihn bewegen wollte, das Haus seines Brotherrn zu verlassen, hatten das junge Gemüt so sehr beängstigt, daß er manche Nacht in Tränen verbrachte. Dennoch war er stark genug gewesen, sich nicht beirren zu lassen, hatte morgens und abends, wie er uns später oft erzählte, inbrünstig ein Gebet zu Gott gesprochen, hatte dadurch sein Gewissen beruhigt gefühlt und in Frieden und Dankbarkeit mit all seinen Vorgesetzten gelebt. Simon, der das Vergebliche seiner Bemühung bald eingesehen, hatte ihm nicht wieder geschrieben und sie waren gänzlich auseinandergekommen. 40 Jahre waren seitdem vergangen, jetzt hoffte mein Vater, den Bruder wieder zu

sehen, sich mit ihm zu versöhnen und dadurch sein Herz von einer schweren Last zu befreien.

Ludwigs Antwort kam bald, er schrieb: Es handelt sich hier nicht um mein, sondern um Euer Glück, und so muß ich denn, so schwer es mir wird, sagen: Geht nach Berlin. Die große, intelligente Stadt wird für die Erziehung der Kinder vorteilhaft sein, und Vater wird eine angemessene Tätigkeit finden. So zieht denn mit Gott! Die Summe, die ich beilege, hatte ich für Euer Reise-geld zu mir nach Hamburg bestimmt; ich bitte Mutter das Geld zu verwenden, wie es ihr gut dünkt.

Dieser Brief war entscheidend für unser ganzes Leben.

nen